

Eveline Schulze

# Mörderisches Sachsen

Die spannendsten Fälle

Das Neue Berlin

Sämtliche Inhalte dieser Leseprobe sind urheberrechtlich geschützt. Sie dürfen ohne vorherige schriftliche Genehmigung weder ganz noch auszugsweise kopiert, verändert, vervielfältigt oder veröffentlicht werden.

Das Neue Berlin –  
eine Marke der Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage

ISBN Buch 978-3-360-01368-2

ISBN E-Book 978-3-360-50175-2

1. Auflage 2020

© Eulenspiegel Verlagsgruppe Buchverlage GmbH, Berlin

Umschlaggestaltung: Buchgut, Berlin  
unter Verwendung eines Fotos von Scott Rodgeron  
on Unsplash / Autorinporträt: privat  
Printed in EU

[www.eulenspiegel.com](http://www.eulenspiegel.com)

# Inhalt

Vorbemerkung .....	5
Der Mann, der (k)ein Mörder war .....	7
Endstation .....	71
Vatermord .....	127
»Onkel, warum zitterst du so?« .....	187
Kindsleiche im Ofen .....	245
Rache ist nicht alles .....	313

## Vorbemerkung

Mörderisches Sachsen: Hier ist nichts so, wie es scheint. Hinter der Fassade der rechtschaffenen Bürger und des idyllischen Familienlebens tun sich zuweilen tiefe Abgründe auf. Ist der eigene Nachbar wirklich in der Lage, ein abscheuliches Verbrechen zu begehen? Oder gar der eigene Ehemann? Nicht selten lauert der Mörder im eigenen Haus, und nicht selten sind emotionale Verrohung und Trunksucht der Ursprung für menschliche Tragödien.

Eveline Schulze ist die Görlitzer Chronistin des Verbrechens. Seit nunmehr dreizehn Jahren dokumentiert sie authentische Kriminalfälle der Region, die meisten davon aus DDR-Zeiten. Durch Einblicke in Polizei- und Gerichtsakten gelingt es der Autorin immer wieder, Vorgänge detailreich und sachkundig zu schildern. Und auch dank anschaulicher und detaillierter Darstellung des sozialen Umfelds der Betroffenen entstehen Berichte, die so packend sind wie Kriminalromane, die aber – leider – auf Tatsachen beruhen.

Nach acht erfolgreichen Bänden und pünktlich zum 70. Geburtstag der Autorin ist es an der Zeit für ein Best-of! In diesem Band sind die beliebtesten und spannendsten Fälle von Eveline Schulze versammelt: Zunächst gesteht ein offensichtlich verwirrter Mann ein Verbrechen, das Jahrzehnte zurückliegt, und stellt die Ermittler vor ein Rätsel.

Dann ist da der stadtbekannte Trinker und verurteilte Totschläger, der sich endlich in die Entzugsklinik begibt – stellt er nun wirklich keine Gefahr mehr für seine Mitmenschen dar? Und was ist mit dem gewalttätigen Vater, der seinen Sohn dazu bringt, zum Äußersten zu gehen: Wer von beiden ist der wahre Täter? Sodann das kleine Mädchen, das spurlos verschwindet – bis der Verdacht auf einen Nachbarn mit offenbar abartigen Neigungen fällt. Auch unvergessen bleibt der Fall des Säuglings, der unmittelbar nach der Geburt stirbt – jedoch wurde sein Tod von den Eltern nie den Behörden gemeldet ...

All diese Fälle gehören zu Sachsens mörderischer Vergangenheit. Aber die »Miss Marple von Görlitz« hat noch einen bisher unveröffentlichten Fall auf Lager: Eine Kleinkriminelle und ihr Liebhaber schmieden ein Mordkomplott gegen den unliebsamen Ehemann und planen eine Scheidung auf ewig.

In der Sphäre der Familie ist niemand voreinander sicher, denn: »Was hinter verschlossenen Wohnungstüren passiert, ist tabu. Solange niemand etwas von der Gewalt bemerkt, gibt es sie auch nicht.«

*Der Verlag*

# Rache ist nicht alles

Schluss, aus, Ende der Diskussion. Die flache Hand knallt auf die schwere Platte. Deutsche Eiche. Der Tisch ist älter als das Bezirksgericht in diesem Hause. Mitte der fünfziger Jahre zog es hier ein, vorher saß man am Münchner Platz. Das ist lange her. Der Schlag auf das massive Holz bleibt ohne Echo. Die aufgetürmten Aktenstapel schlucken den Hall. Die umsitzenenden Personen jedoch zucken zusammen. Der Oberrichter registriert die erschrockenen Blicke, die sich auf ihn richten. Das gefällt ihm, wenn sich so Respekt vor der Autorität mitteilt. Weniger gut, dass er diese Achtung erst auf diese Weise einfordern muss. Aber immerhin: Die Kollegen spüren.

Der Richter kratzt sich am Hinterkopf, der ist inzwischen schon ziemlich kahl. Eigentlich hatte er vor geraumer Zeit beschlossen, sich langsam aufs Altenteil zurückzuziehen. Er wollte endgültig mit seiner Frau in ihr Ferienhaus nach Spanien übersiedeln, das sie sich in den frühen siebziger Jahren gekauft hatten. Für kleines Geld. Seinerzeit war so eine Immobilie noch erschwinglich. Welcher Deutsche ließ sich damals dort schon auf Dauer nieder? Zwei, drei Mal im Jahr flogen er und seine Frau fortan zum Urlaub an die Costa Brava. Am Anfang mit den Kindern, später nur noch sie beide allein. Manchmal blieb seine Frau am Mittelmeer zurück, wenn er Verpflichtungen hatte und in Stuttgart am

Landgericht gebraucht wurde. Sie musste nicht mit, sie war keinen beruflichen Zwängen unterworfen. Dann allerdings fiel plötzlich die Mauer in Berlin, und die deutsche Einheit brach auch in sein geordnetes Leben ein. Vorbei die Ruhe. Die Entwicklung warf seine persönlichen Planungen über den Haufen. Baden-Württemberg engagierte sich in den Neuen Bundesländern, vornehmlich in Sachsen. Das Justizministerium in Stuttgart stellte eine ganze Reihe Richter für den Osten ab. Das konnte es, schließlich waren die Richter und Staatsanwälte verbeamtet, also Staatsdiener, wenngleich natürlich im Urteil frei und unabhängig. Zugegeben, ihm schmeckte die Versetzung nicht sonderlich. Er fühlte sich zu alt für eine Veränderung, auch wenn sie nur temporär sein sollte, wie man ihm sagte. Daran änderten auch die üppigen Zuwendungen wenig, die unter seinesgleichen augenzwinkernd »Buschzulage« genannt wurden. Wie seinerzeit kaiserlichen Kolonialbeamten mit Sonderzahlungen das Leben im afrikanischen Busch schmackhaft gemacht wurde, so pflegte man es nun bei den Westdeutschen zu handhaben, die in den Osten entsandt wurden, um den Einheimischen die westlichen Regeln und Umgangsformen zu vermitteln: in der Justiz, in der Verwaltung, beim Militär und der Polizei, in der Wirtschaft, an Hochschulen und Universitäten.

Schluss, aus, Ende der Diskussion, wiederholt er. Ein wenig leiser, ein wenig konzilianter. Er ist es leid, ständig daran erinnern zu müssen, dass seit wenigen Monaten auch in Sachsen der § 2 des Strafgesetzbuches gilt. Der sagt klar und deutlich: »Die Strafe und ihre Nebenfolgen bestimmen sich nach dem Gesetz, das zur Zeit der Tat gilt.« Mit Verlaub: Sie verhandeln hier einen Fall, in dem es um Körperverletzung mit Todesfolge, um unterlassene Hilfeleistung und um Anstiftung zum Mord geht. Das alles geschah vor einem Jahr. Und da existierte die DDR noch. Also muss jetzt, im Frühjahr 1991, auf der Basis des damals geltenden Rechts geurteilt werden.

Für ihn ist das eine klare Ansage, daran gibt es nichts zu deuteln, selbst wenn einige Kollegen die DDR rasch hinter sich lassen wollen und folglich auch deren Rechtsprechung. Das versteht er durchaus. Andere wiederum geben zu bedenken, dass in diesem konkreten Fall das Strafmaß dadurch ein wenig niedriger ausfallen würde. Auch da kann man sich auf § 2 StGB zurückziehen. »Wird das Gesetz, das bei Beendigung der Tat gilt, vor der Entscheidung geändert, so ist das mildeste Gesetz anzuwenden«, heißt es dort.

»Meine Dame, meine Herren«, hebt er an – es sitzt tatsächlich nur eine Frau Richterin am Tisch, Männer dominieren die Runde. »Meine Dame, meine Herren, können wir uns darauf einigen, dass der Einheitsvertrag auch in diesem Haus gilt? Aus diesem Grundsatzpapier leitet sich auch unsere Rechtsprechung ab. Herr Kollege ...«

Der Vorsitzende macht eine Geste, die zweifelsfrei als Aufforderung zu verstehen ist. Der Richter, der die Hand gehoben hat, deutet sie jedenfalls so.

»Sollten wir nicht noch einmal die Ermittlungsakten durchgehen?«

»Wozu? Das Grundproblem ist doch gelöst. Oder habe ich mich so unklar ausgedrückt?« Der Stuttgarter reagiert erkennbar unwirsch.

Der Klang seiner Stimme macht überdeutlich hörbar, dass ihm die Reaktion missfällt. Er ist es gewohnt, dass sein Wort das letzte ist, welches in einer solchen Runde in einer konkreten Sache gesprochen wird. Ihm steht dies zu, er verkündet das ultimative Finale. Der ostdeutsche Kollege bricht mit dieser Regel nicht zum ersten Male. Aber was tut man nicht alles, dass es demokratisch und nicht herrisch zugeht, man lebt schließlich nicht in einer Diktatur. Darum schiebt er sogleich die erklärende wie korrigierende Feststellung nach, dass man gern gemeinsam die Akten durchgehen könne, aber nur einer hier am Tisch werde am Ende auch im Gerichtssaal urteilen. Als Präzedenzfall tauge das Verfahren



nun wahrlich nicht. »Das ist ein Delikt aus dem Trinker-  
milieu. Es hätte sich so auch in Stuttgart, Hannover oder  
Regensburg zutragen können. Ich bitte Sie ...«

»Meinen Sie?«, wirft der Querulant ein und blickt for-  
schend in die Runde.

»Damit schreiben Sie keine Rechtsgeschichte«, wirft der  
ihm gegenüberstehende Kollege ein. Der Mann kommt aus  
Heilbronn und ist der Jüngste in der Runde. Er hat noch  
viel vor, vermutlich auch in Dresden, will hoch hinaus, ist  
ehргеizig und durchaus kollegial. Das findet man heutzutage  
selten, denkt der Stuttgarter. Sein väterlicher Blick ruht an-  
erkennend auf dem jungen Kollegen.

»Mir geht es doch nicht um Rechtsgeschichte«, sagt der  
ostdeutsche Querulant. »Ich will wissen, ob die Entwicklung  
der beiden Angeklagten aus Görlitz anders verlaufen wäre,  
wenn sie nicht dort, sondern vielleicht in Gelsenkirchen  
oder Gerolstein gelebt hätten.«

»Ach, kommen Sie. Ihnen geht es doch nicht um Geogra-  
fie, sondern um Gesellschaft.« Der Einwurf der bayerischen  
Kollegin trifft den Kern.

»Sie haben durchaus recht, verehrte Kollegin«, schiebt  
der Mann nach. »Schnaps ist Schnaps, natürlich. Doch wie  
geht die Gemeinschaft mit Gestrauchelten um, mit Kranken  
und Schwachen? Ist das nicht auch die zentrale Frage der  
Jurisprudenz?«

»Die beiden Täter waren gar nicht alkoholkrank«, wirft  
sein Nachbar ein, der in den Akten blättert. »Im forensisch-  
psychiatrischen Gutachten heißt es, sie hätten sich an der  
Grenze zum Alkoholismus bewegt. »An der Grenze« heißt für  
mich: Sie waren noch nicht drüber.« Er schiebt den Stapel  
wieder zurück an seinen ursprünglichen Platz.

Der Oberrichter aus Stuttgart stellt mit einer Handbe-  
wegung Ruhe her. Ein Gefühl sagt ihm, dass dieser Ost-  
West-Konflikt erst am Beginn steht. Auch in diesem Hause.  
Die Dankbarkeit der Ossi für die Einheit scheint sich zu-

nehmend zu verflüchtigen. Was er persönlich nicht versteht. »Schluss mit dieser unfruchtbaren Debatte«, sagt er bestimmend. Und: »Wer die Ermittlungsakten lesen möchte, kann dies tun. Die Hauptverhandlung beginnt im März ...«

»Genau an dem Tag, als vor einem Jahr die letzte Volkshammer gewählt wurde«, erklärt der junge Ehrgeizling aus Heilbronn und beweist damit, dass er seine Hausaufgaben erledigt hat. Er hat sich intensiv mit der hiesigen Geschichte vertraut gemacht, er kennt den »Busch« und seine Besonderheiten.

Der Oberrichter ruft den nächsten Tagesordnungspunkt auf.

\*

Die Vorgeschichte beginnt in den sechziger Jahren in einem Dorf unweit von Görlitz. Früher hätte man die Ansammlung von einigen Gehöften Kaff genannt. Das sagt man heute nicht mehr, weil es die Bewohner der vielen Käffer in Deutschland beleidigt. Die Menschen dort leben in Gemeinden. Als ob sich das Dasein mit der Titulierung änderte. Das gleichförmige Leben dort läuft unverändert öde und trist wie seit Jahrhunderten. Arbeit und Schlafen, schlafen und arbeiten. Zwischendurch mal Krieg, Ferien und Familienfeiern, Kindermachen und Kinderkriegen. Wenn's denn geht.

Simones Mutter hat drei Kinder und keinen Mann. Der ist irgendwann auf und davon. Warum? Das liegt im Nebel der Vergangenheit. Simone ist ihre Jüngste und das Problemkind. Nicht, dass sie kränkelt oder vernachlässigt wird, während die Mutter in der Genossenschaft arbeitet. Auf der LPG arbeitet fast das ganze Dorf. Pfarrer und Bürgermeister, Kindergärtnerinnen und Lehrer natürlich ausgenommen. Die LPG sorgt dafür, dass alles läuft. Dass es nicht in der Schule reinregnet und auf dem Friedhof eine neue

Kapelle gebaut wird. Die LPG finanziert das Pionierlager in den Ferien und richtet die Dorffeier am 1. Mai und am 7. Oktober aus. Sie unterstützt die Fußballmannschaft und den Spielmannszug, und zum Erntedankfest stellt sie gebundenes Stroh und gefüllte Kartoffelkörbe vor den Altar in der Dorfkirche. Kinder wie Simone gehen hier nicht unter. Aber sie steigen auch nicht auf.

Simone strahlt schon bald, nachdem sie stolz die Zucker-  
tüte empfing, nicht mehr sonderlich in die Welt. Sie ist nicht die hellste Kerze auf der Klassentorte. Und überdies ohne Ehrgeiz und Motivation. Obwohl sich die Lehrer an der Polytechnischen Oberschule redlich mühen. Doch gegen Faulheit und Desinteresse ist auch im Sozialismus kein Kraut gewachsen. Mehrmals bleibt Simone sitzen. Das ist misslich. Erstens werden die Banknachbarn immer jünger, zweitens rückt das Ende der Schulzeit in immer weitere Ferne. Inzwischen ist erst nach zehn Jahren mit der Schule Schluss, nur noch in Ausnahmefällen wird der Abgang auch schon nach acht Klassen genehmigt. Dann ist kaum noch eine Ausbildung zum Facharbeiter möglich, allenfalls Teilfacharbeiter, wie das in der geregelten Welt heißt. Oder eben Anlernberufe, die natürlich schlechter bezahlt werden. Selbst auf der LPG, die ökonomisch nicht schlecht dasteht und ihre Landwirte für Stall und Acker qualifiziert. Die Zeiten sind vorbei, in denen die dümmsten Bauern die dicksten Kartoffeln hatten.

Sie werde sowieso abhauen und in die Stadt gehen, wirft Simone ihrer Mutter an den Kopf, wenn diese von der Elternversammlung kommt und ihr mal wieder die Leviten liest. Dort bekommt sie stets zu hören, dass sie offenbar ein schwarzes Schaf in die Welt gesetzt habe. Und dass die pubertierende Tochter mit den Jungs »rummache«, hat die Klassenlehrerin gerügt. Sie möge doch darauf Einfluss nehmen, dass Simone sich nicht herumtreibe.

Die vage Andeutung, wo und vor allem wie man sie gesehen haben wollte, und der dezidierte Hinweis auf den

Jugendschutz – kein Alkohol und keine Zigaretten an Jugendliche unter 16 – lassen der Mutter regelmäßig den Blutdruck steigen. Daheim landet dann ihre von der schweren Arbeit auf dem Feld gezeichnete harte Hand oft im Gesicht der Tochter, weil das Spektrum ihrer pädagogischen Instrumente überschaubar ist. Die Geschlagene heult schon nicht mehr. Aus Gewohnheit und aus Trotz.

Die regelmäßige Unmutsbekundung der Mutter ist eher oberflächlicher Natur, eine kurzzeitige Gefühlsaufwallung. Nicht dass sie sich ihrer eigenen Jugend erinnert, als sie mit 15 auch mit den Jungs ins Heu gegangen war. Die Kerle kamen aus der Kriegsgefangenschaft und waren ausgehungert nach Leben. Und sie fühlte sich beachtet und anerkannt. Es war der einzige Spaß, den sie damals hatte, in den schweren Jahren nach dem Krieg, als es außer Arbeit und der schweren Hand des Vaters sonst nichts gab.

Nein, die Mutter ist es auch leid, der offenkundig zurückgebliebenen Tochter Vorschriften machen zu müssen, weil diese sich nicht so verhält, wie man es von Heranwachsenden heute erwartet. Eine gewisse Gleichgültigkeit hat sich in ihr ausgebreitet. Der mütterliche Ehrgeiz, aus den Kindern »was Ordentliches« zu machen, ist bei ihr schon lange verfliegen. Das Gleichmaß des Lebens hat sie müde gemacht. Sie will nur ihre Ruhe. Und ist stolz auf ihre beiden anderen Kinder und die Enkel, die sich prächtig entwickeln.

Sie erlebt genau das, was sie befürchtet hatte. Es scheint wie ein Naturgesetz. Ihr ging es so, nun widerfährt es Simone: schwanger mit siebzehn. Erstaunlich, dass es nicht schon früher passierte. Fast alle Jungs aus dem Dorf und auch aus umliegenden Siedlungen waren schon über sie hergefallen.

Wenn in der Kneipe die Kapelle zum Tanz spielte, ging Simone an einem solchen Abend nicht nur mit einem vor die Tür. Es reizte sie, die Kerle zu reizen. Sie musste nie für die Getränke zahlen. Dabei vertrug sie inzwischen eine

ganze Menge. Ihrem Selbstwertgefühl bekam es gut, wenn sie den Burschen am Schwanz durch die Manege führte. Für kurze Zeit beherrschte sie jeden, ob nüchtern, halb oder ganz betrunken: Sie waren ihr in diesen Minuten willenlos ausgeliefert.

Wer war das, herrscht sie die Mutter an, als Simone morgens kotzend am Misthaufen steht. Sie sieht sofort, was los ist.

Simone wischt sich den Mund und weiß nicht, was die Mutter damit meint. Sie fragt nur, was sie von ihr wolle. Ihr sei schlecht.

Wann hast du das letzte Mal deine Tage gehabt, bellt die Mutter über den Hof.

Simone hebt die Schulter, sie wisse es nicht.

Du dumme Kuh, sagt die Mutter, du bist schwanger. Von wem?

Die Frage ist unnötig. Ebenso könnte sie sich bei ihrer Tochter nach der Zahl der Haare auf ihrem Kopf erkundigen. Die Frage ist auch insofern unsinnig, als die Auskunft weder etwas an der Situation änderte noch eine Lösung des Problems darstellt. Niemand mehr heiratet heutzutage, nur weil er einen Braten in der Röhre hat, wie mancher eine Schwangerschaft hemdsärmelig umschreibt. Außerdem kann man sie inzwischen legal beenden. 1972 hatte die Volkskammer ein »Gesetz über die Unterbrechung der Schwangerschaft« beschlossen. Zwar stimmten damals vierzehn CDU-Abgeordnete dagegen, und acht enthielten sich der Stimme, aber Mehrheit ist Mehrheit.

Lass es wegmachen, sagt die Mutter, geh zum Arzt.

Als Simone endlich in Görlitz auf dem Gynäkologenstuhl liegt, ist die Frist bereits verstrichen. Vertrödelt muss man wohl sagen. Simone ist bereits in der vierzehnten Woche. Zwei Wochen drüber.

Die Ärztin schüttelt den Kopf, als die Siebzehnjährige ihr sagt, sie könne das Kind nicht gebrauchen, ob sie da nichts machen könne. Schließlich gehe sie noch zur Schule.

Daran hätte sie vorher denken sollen, erklärt die Ärztin lapidar.

Du weißt natürlich auch nicht den Namen des Vaters, fragt sie trotzdem. Es sei nur für die Papiere.

Simone schaut sie mit ausdruckslosen Augen an. Sie habe keine Ahnung, sagt sie. Sie habe keinen festen Freund.

Die Ärztin weiß die Auskunft zu deuten.

Das Jugendamt wird informiert und bereitet sich und die werdende Mutter auf die Ankunft des neuen DDR-Bürgers vor. Unregelmäßig sucht Simone auch die Mütterberatung auf. Die Tatsache, dass die Kindfrau nun Verantwortung für zwei hat, führt nicht zur Hebung ihres Pflichtbewusstseins. Das sieht das Jugendamt nüchtern, und auch das Gericht widerspricht dem Antrag nicht, den Jungen der Großmutter in Dauerpflege zu übergeben. Die Mutter ist keine achtzehn, also noch nicht volljährig, und erkennbar nicht in der Lage, selbstständig für ein Kind zu sorgen. Aber, und auch das legt das Gericht fest: Simone muss ihrer Mutter, die mit der Regelung einverstanden ist, monatlichen Unterhalt zahlen – sobald sie Arbeit und Auskommen hat. Denn aktuell liegt sie der Mutter noch auf der Tasche.

Nachdem aller Ballast abgeworfen, zieht Simone nach Görlitz. Das hat sie der Mutter lange genug angedroht.

Vater Staat nimmt, anders als die junge Mutter, seine Fürsorgepflicht wahr. Er gibt Simone eine Wohnung und eine Arbeit. Die Angebote sind aus objektiven Gründen in jeder Hinsicht bescheiden. Wohnungen sind in der geteilten Stadt unverändert knapp, Kriegsflüchtlinge, Um- und Aussiedler haben sie stark anwachsen lassen. Nicht zu vergessen die vielen Industriebetriebe, die Arbeitskräfte und Obdach brauchen. Görlitz ist mittlerweile Großstadt mit knapp 100 000 Einwohnern. Und Jobs? Für Achtklässler ist die Auswahl überschaubar. Der VEB Volltuch bietet 1000 vornehmlich Frauen Arbeit, warum nicht auch der 1001 mit Namen Simone?

Sie wird als Spulerin angelernt. Die Ausbildung ist kurz, die Schicht lang und laut. Die Maschinen rattern, es stinkt im Websaal nach Chemie, Schweiß und Maschinenöl. Simone findet die Arbeit ätzend und langweilig. Sie muss gerissene Fäden wieder an die Spule knüpfen, mehr nicht. Einzig die Aussicht aufs Schichtende lässt sie die acht Stunden ertragen. Danach lässt sie die Sau raus.

Sie zieht um die Häuser und durch die Betten. Die einen nennen es lebenslustig, die anderen zügel- und haltlos. Ihre Brigade versucht, ihr Halt zu geben. Doch genau das will Simone nicht: an die Hand genommen werden.

Es gibt Aussprachen, Ermahnungen, Vermahnungen. Dem Recht auf Arbeit, sagen die Kolleginnen, steht auch die Pflicht zur Arbeit gegenüber, also rei dich am Riemen.

Simone fühlt sich durch derlei fürsorgliche Belagerung belästigt, sie nimmt bald Reißaus. Ehe man sie feuert, geht sie lieber freiwillig. Sie kündigt. Und intensiviert ihre Suche nach einem Mann, der sie heiratet und genug verdient, damit sie kein Geld verdienen muss. Lieber die Beine breit machen als den Rücken krumm.

Eines Tages klopft die Staatsmacht in Gestalt des Abschnittsbevollmchtigten an ihre Tür. Sie öffnet mit wirrem Haar und unausgeschlafen. Der Kerl, mit dem sie gepennt hat, ist schon lange verschwunden. Sie hat es nicht einmal bemerkt, als er ging. Der Polizist ist dienstlich, aber höflich. Er erkundigt sich bei der Blassgesichtigen, ob er sie mal sprechen könne. Drinnen, in ihrer Wohnung. Man müsse ja nicht im Treppenflur ...

Ob sie sich erst mal was anziehen könne, blafft sie und dreht sich um. Ihr T-Shirt bedeckt den Hintern nur zur Hälfte. Mehr trägt sie nicht. Der ABV schaut ein wenig indigniert beiseite.

Erst als Simone in Jeans erscheint, tritt er über die Schwelle. In der Kchenecke herrscht das gleiche Chaos wie im Rest der Wohnung.

Der Uniformierte bleibt am Türpfosten stehen. Wo sie augenblicklich arbeite, fragt er.

Simone sucht auf dem winzigen Küchentisch nach Streichhölzern, um sich die Zigarette anzuzünden, die schon seit einiger Zeit zwischen ihren schmalen Lippen klemmt.

Nein, eine Schönheit ist sie wahrlich nicht, denkt der Polizist. Alles in dem Gesicht ist ein wenig zu breit und zu flach, selbst mit Schminke ist da nicht viel zu retuschieren. Er hat nicht den Eindruck, dass dazu jemals auch nur ein Versuch unternommen worden wäre. Die Augenbrauen wuchern wild, die Schlupflider hängen schwer über wässrig-blauen Augen. Aus dem Gesicht ragt kräftig die Nase hervor und verdient wahrlich die Bezeichnung Gesichtserker. Der ganze Kopf wirkt im Verhältnis zum Körper ein wenig zu groß. Irgendwie. Obgleich sie doch ganz schön drall ist. Die ganzen Proportionen jedenfalls stimmen auf eine ihm unerklärliche Weise nicht.

Der Polizist wiederholt seine Frage, weil die Antwort ausbleibt. Simone sucht noch immer nach Streichhölzern. Der Leutnant hat ein Feuerzeug in der Hosentasche, verspürt allerdings wenig Neigung, es herauszuholen.

Sie nuschelt etwas.

Er sagt, dass er sie nicht verstanden habe.

Simone wiederholt genervt: VEB Volltuch. Jetzt hat sie die Streichholzschachtel gefunden und zündet sich die Zigarette an.

Nee, sagt der Ordnungshüter. Da sei sie bereits vor vier Wochen weg.

Was er überhaupt von ihr wolle, kachelt Simone zurück. Die ersten Züge haben sie wohl inzwischen wach gemacht.

Stimmt, sagt der ABV, das habe er noch nicht gesagt. Es gebe mehrere Hinweise aus der Bevölkerung, dass sie Hawe sei. Diesen Hinweisen müsse man nachgehen.

Simone verzicht das Gesicht zu einer Grimasse. Hawe-was?



Er entschuldigt sich. Sie gelte als eine Person mit häufig wechselndem Geschlechtsverkehr, also HWG. Jedenfalls würden regelmäßig Männer bei ihr, er räuspert sich, verkehren.

Hat die alte Schikorski wieder ihren Sabbel nicht halten können, giftet Simone. Diese schlesische Schreckschraube.

Sie irre sich da, sagt der ABV. Natürlich habe er sich auch bei der Hausbuchbeauftragten über sie erkundigt. Die habe aber nur bestätigt, was andere berichtet hätten. Nämlich dass sie ständig unbekannte Personen mit nach oben nehmen würde.

Wen gehe das was an, reagiert Simone schnippisch. Sie könne vögeln, wann, wo und mit wem sie wolle. Sie müsse niemandem Rechenschaft ablegen. Sie sei achtzehn, volljährig und damit basta.

Wenn sie keiner geregelten Arbeit nachgehe, hebt nun wieder der ABV an, muss die Frage erlaubt sein, wovon sie ihren Lebensunterhalt bestreite. Sie wisse doch: Prostitution ist in der DDR verboten.

Kenn ich nicht. Was ist das?

Wenn Männer Frauen dafür bezahlen, dass sie mit ihnen ins Bett gehen.

Mich hat noch keiner bezahlt, antwortet sie ziemlich überzeugend.

Umso zwingender die Frage, wovon sie dann lebe. So der Vertreter der Staatsmacht.

Simone bläst scheinbar gelangweilt den Rauch in den Raum.

Sie wissen schon, dass asoziales Verhalten bestraft wird.

Aso ... was?

Wenn man sich einer geregelten Tätigkeit hartnäckig entzieht, obwohl man arbeitsfähig ist, und stattdessen der Prostitution nachgeht oder sich auf andere unlautere Weise Mittel zum Unterhalt beschafft. Paragraf 249 Strafgesetzbuch der DDR.

Aha, sagt Simone. Und was gibt es dafür? Denn das hat sie sofort verstanden: Wenn was im Strafgesetzbuch steht, dann gibt es auch Strafen.

Bis zu zwei Jahre. Der ABV strafft sich und zieht die Uniformjacke unterm Koppel straff. So wirkt er eine Spur amtlicher. Denkt er. Wenn sie keine Arbeit und damit kein regelmäßiges Einkommen nachweisen könne, müsse er entsprechende Maßnahmen einleiten.

Diese Drohung ist unmissverständlich. Selbst Simone versteht sie. Was das bedeute, fragt sie. Ob sie nun gleich in den Knast müsse.

Das nicht, sagt der Vertreter der Obrigkeit. Sie bekäme zunächst eine Arbeit zugewiesen.

Wo?

Jetzt ist es an ihm, die Schultern zu heben. Das sei nicht sein Beritt. Dafür seien andere in der Abteilung Inneres zuständig. Für ihn sei mit diesem Besuch die Sache erledigt. Er schiebt nach einer kurzen Pause das Wort »hoffentlich« nach. Sicher ist er sich aber nicht.

Simone bekommt eine neue Arbeitsstelle zugewiesen. Beim VEB Waggonbau muss sie in einer großen Halle Maschinenteile putzen. Schon am ersten Tag ist ihr klar, dass sie auch hier nicht alt werden wird. Der einzige Grund, weshalb sie nicht gleich am ersten Tag den Bettel hinwirft: Männer. Das ist der für sie wesentliche Unterschied zum VEB Wolltuch, der ein reiner Frauenbetrieb ist. Hier, so hofft sie, wird sich doch einer finden lassen, der wie sie auf der Suche nach ein wenig gemeinsamem Glück und Geborgenheit ist.

Doch bevor sie ihre Herzensangelegenheit angeht, muss sie sich um ihre Haushaltskasse kümmern. Die Lohnabzüge aufgrund von Bummelschichten sind beachtlich. Denn von ihren Gewohnheiten kann sie einfach nicht lassen. Nicht an jedem Morgen, an dem sie mit einem Kater erwacht, schafft sie es auch, sich aufzuraffen und in den Betrieb zu fahren. Da dreht sie sich lieber noch mal auf die Seite.

Die Rückstände für den Unterhalt ihres Sohnes wachsen stetig, auch bei der Mietzahlung an die Kommunale Wohnungsverwaltung ist sie säumig. Die paar Mark kann die KWV verkraften, und Mietschuldner werden in der DDR nicht rausgeworfen. Niemand darf auf der Straße liegen. An diesem ehernen Prinzip wird festgehalten. Das weiß auch Simone. Doch die Mutter? Deren Langmut hat Grenzen. Sie fordert das Geld für den Kleinen.

Die Spinde in den Umkleieräumen des Betriebes sind, wenn überhaupt, nur leicht gesichert. Die Männer und Frauen gehen offen und ehrlich miteinander um, sie vertrauen einander. Das Werk zählt einige Tausend von ihnen. In Großbetrieben wie diesen herrscht ein eigenes Klima, die Arbeiterklasse scheint hier wirklich zu existieren. Das merkt man am Selbstbewusstsein. Niemand von denen lässt sich die Wurst von der Stulle klauen. Wohl aber die Portemonnaies aus unverschlossenen Spinden. Als sich die Diebstähle häufen, legt man sich auf die Lauer. Und erwischt Simone auf frischer Tat.

Sie kommt vor die Konfliktkommission des Betriebes. Bagatellen wie diese werden dort und nicht vor einem Gericht verhandelt. Nach dem Anwalt schreit niemand, und Anwälte müssen nicht nach Mandanten rufen, die ihnen die Miete sichern. Das Rechtssystem, das sich im Laufe der Jahre hierzulande entwickelt hat, ist ausgeklügelt vernünftig, weil nicht profitorientiert. Das fängt schon beim verständlichen Juristendeutsch an: Da braucht man keinen studierten Anwalt, der einem die Post und die Paragraphen dolmetscht. Die amtlichen Schreiben versteht jeder, der halbwegs bei Verstand ist.

Die Konfliktkommission redet Simone ins Gewissen, zeigt ihr die Gelbe Karte und zugleich Auswege. Eine Zeit lang hält sie sich an die Auflagen. Aber eben nur einige Zeit. Dann fällt sie wieder in ihre alten Gewohnheiten zurück. Saufen, ficken, Bummelschichten und Spinde plündern.

Die Geduld der Kollegen ist aufgezehrt. Nun werden andere Saiten aufgezogen. Das Kreisgericht verurteilt sie zu vier Monaten Haft und setzt die Strafe keineswegs zur Bewährung aus. Sie muss einrücken – um nach Verbüßung der 120 Tage wieder an ihren alten Arbeitsplatz im VEB Waggonbau zurückzukehren. Strafe muss sein.

Die Zeit hinter Gittern erweist sich als Schule des Lebens. Anders als in der richtigen Schule ist Simone neugierig und lernwillig. Sie saugt alles auf, was ihre Zellenkameradin sie lehrt. Die ist erkennbar ein Profi. Sie beherrscht Dutzende Tricks, um sich Kerle gefügig zu machen. Sie weiß, wie man sie unter den Tisch trinkt, ohne selbst besoffen zu werden, und wie man sie unauffällig beklaut – davor oder danach, je nachdem, wie die Dinge so laufen. Und wie sie es anstellen muss, dass die Idioten glaubten, sie wären drin, obwohl sie es nicht sind. Kindchen, sagt sie, die Erfahrung, es geht nur um die Vortäuschung eines Gefühls, nicht um das Gefühl selbst. Sie zeigt ihr, wie man krumme, aber eben auch lange Finger macht.

Draußen, wieder in Freiheit, probiert Simone das Gelernte umgehend aus. Geht den Schritt von der Theorie zur Praxis. Die Stadt ist voll von Bauarbeitern, die aus verschiedenen Landesteilen abkommandiert sind. Sie arbeiten auf Montage, errichten Kraftwerksanlagen in der Nähe. Meist sind es junge Leute, die Frau oder Freundin zwangsweise zurückgelassen haben. Sie leben in Arbeiterwohnheimen und haben die Taschen voll Geld, die Freizeit, ohnehin knapp bemessen, verbringen sie meist in Kneipen oder in Diskotheken, wobei es weniger ums Tanzen und eher darum geht, eine Frau aufzureißen und abzuschleppen.

So trifft Simone auf Holger. Der hat zwei Jahre am Großkraftwerk Hagenwerder III gebaut. Jetzt sind die beiden 500-Megawatt-Blöcke am Netz, er kann nach Magdeburg, woher er gekommen ist, endlich zurückkehren. Die verfllossene Woche, seine letzte, war noch einmal richtig hart. Es ging

um einen Termin, der zu halten war. Sie schafften es und erhielten noch auf der Baustelle eine üppige Sofortprämie, die Scheine knistern in seiner Hosentasche. Nun fällt alles von ihm ab, er ist wild entschlossen, bei seinem Abschied von Görlitz die Kuh fliegen zu lassen.

Doch das Frauenangebot ist überschaubar. Simone ist im Angebot, doch die muss er sich erst schön trinken. Allerdings ist sie erkennbar willig, was er mit Genugtuung registriert, als er ihr unterm Tisch seine Maurerpranke auf den dicken Oberschenkel legt. Sie grinst ihn an, als er seine Hand nach oben schiebt. Weiter kommt er aber nicht, denn übers Bermuda-Dreieck fließt der Bauch und versperrt seiner Flosse den Weg. Er zieht die Hand zurück und grinst sie an. Sie lächelt zurück und sagt: Später.

Das ist ein Versprechen. Er bestellt noch zwei Bier und zwei Kurze, kippt den Schnaps und meldet sich ab zum Pissen. Als er zum Tisch zurückkehrt, ist auch Simones Schnapsglas leer. Den Inhalt hat sie in Holgers Bier entsorgt.

Noch einen Wodka, fragt der, und wankt zum Tresen, ehe er eine Antwort auf seine Frage erhalten hat. Mit einem Tablett, auf dem sechs Gläser stehen, kommt er nach einer Weile wieder. Auf einem Bein könne man nicht stehen, sagt er mit etwas schwerer Zunge, als er die Gläser vor Simone aufreicht, und aller guten Dinge seien schließlich drei. Prost.

Die Band macht Pause, die Paare auf der Tanzfläche applaudieren, Holger wendet den Kopf für einen Moment. Augenblicklich fließt der Wodka in sein Bierglas. Simone hält noch das Schnapsglas in der Hand, als er sich ihr wieder zuwendet. Sie prostet ihm zu, führt das leere Glas zu den Lippen und tut so, als würde sie den Schnaps kippen. Sie schüttelt sich. Holger grient und leert sein Glas. Und greift zum nächsten.

Du hast es aber eilig, sagt Simone und lacht. Dabei stößt sie scheinbar unbeabsichtigt ihr Glas um. Scheiße, sagt sie

und gibt sich verärgert. Holger macht sich anheischig, sofort Ersatz zu besorgen. Lass mal, sagt sie und langt ihm in den Schritt, sie habe ja noch ein volles Glas.

Der Griff ans Gemächt gefällt ihm. Jetzt findet er »die Kleene« doch schon ganz akzeptabel. Ihr lüsterner Blick benebelt ihn vollends. Und wie sie die Zunge zwischen den Lippen bewegt. Wahnsinn.

Er zerrt sie auf die Tanzfläche, als die Musik einsetzt. Es geht auf Mitternacht und aufs Ende zu, da sind die meisten Tänzer bereits so malade wie die Band. Die Musik ist zum Einschlafen. Man schlurft nur noch übers Parkett und kriecht ineinander. Holger nimmt schon mal Maß und lässt seine riesigen Hände über Simonas Hinterteil kreisen. Dessen Dimension ist durchaus seinen Greifwerkzeugen angemessen. Sie kichert und kiekst dabei, das macht ihn scharf. Er presst seinen Unterleib gegen ihren. Sie spürt etwas Hartes. Na, du wirst dich doch noch etwas gedulden können, sagt Simone und zeigt ihm lächelnd die Zähne.

Komm, lass uns gehen, sagt er und zieht sie zum Tisch. Er drängt zum Aufbruch. Simone pflanzt sich auf den Stuhl. Lass uns wenigstens austrinken, fordert sie ihn auf, greift zum Glas, nippt daran und schüttet den vermeintlichen Rest in Holgers Bierglas. Den Treibstoff werde er noch brauchen, wenn er den Dampfer besteige, kommentiert sie lachend und schüttelt den Oberkörper, damit Holger auch sehe, was gemeint ist. Der Vorbau wogt heftig und reißt den Trunkenen zu Beifallsbekundungen hin. Mann, was für Möpfe, stöhnt er und leert das Bierglas in einem Zug. Dann kippt er noch den Wodka hinterher. Beim Aufstehen verliert er das Gleichgewicht. Simone stützt ihn und lacht künstlich. Meinst du, dass du es noch bis in mein Bett schaffst?

Eng umschlungen wanken die beiden zum Ausgang, lassen sich an der Garderobe die Jacken geben und gehen hinaus in die Nacht. Die frische, kühle Luft verstärkt die Wirkung des Alkohols, was Simone, die stocknüchtern ist,

befriedigt registriert. An der erstbesten dunklen Ecke presst sie den schwankenden Bauarbeiter an die Wand. Sie nestelt an seinem Hosenstall und schiebt ihre Hand durch den Schlitz. Na, wo ist denn das gute Stück, stöhnt sie. Unterdessen wandert ihre andere Hand um ihn herum. Sie hat gesehen, dass er in der Gesäßtasche sein Geld trägt. Lässig hatte Holger am Tresen die Scheine dort hervorgeholt und wieder zurückgesteckt, nachdem er bezahlt hatte. Sie spürt das bedruckte Papier zwischen ihren Fingern, während sie unablässig mit der anderen Hand versucht, Holgers Patengeschenk ein wenig Halt zu bringen. Doch so sehr sie ihre Finger auch kreisen lässt: Es regt sich nichts. Der Kerl ist einfach zu besoffen.

Sie zieht ihn weiter. Wir gehen zu mir, sagt sie, obgleich sie genau dies nicht mehr vorhat. Dabei ist es noch nicht einmal die Sorge, er könnte ihr die Bude vollkotzen. Der ist einfach fertig und kann nicht mehr. Warum also noch Zeit vergeuden? Sie lenkt die Schritte in den Stadtpark, bei der ersten Parkbank setzen sie sich. Sie müsse verschlafen, sagt sie, vermutlich habe sie zu viel getrunken. Und wieder lächelt sie ihn lüstern an, dass sich kurzzeitig seine Lebensgeister zu regen beginnen. Mäßig natürlich. Warte noch, sagt sie und fegt seine Hand beiseite, die schwer auf ihren Oberschenkel fällt. Sie wolle einfach nur sitzen und ein paar Minuten durchatmen.

Schon bald vernimmt sie ein Schnarchen an ihrer Seite. Sie mustert den Bauarbeiter kurz, erhebt sich und geht, ohne sich noch einmal umzudrehen. Daheim zählt sie die Scheine. Es sind fast dreihundert Mark. Simone lächelt. Das war wirklich mal ein schöner Abend. Müde sinkt sie auf ihre Matratze.

Der Erfolg verlangt nach Wiederholung. Am nächsten Wochenende schleppt sie einen anderen Kerl aus einer anderen Gaststätte ab. Doch im Unterschied zu Holger ist der potent. Wohl oder übel muss sie ihn in ihre Wohnung mit-

nehmen. Und als er sich von ihr gerollt hat und sie glaubt, er sei eingeschlafen, beginnt sie seine Taschen zu untersuchen. Nach einer Weile wird sie auch fündig, hat aber nicht bemerkt, dass sie dabei beobachtet wurde. Blitzschnell ist der Mann auf den Beinen und schlägt zu. Seine harte Faust trifft Simone am Kinn. Ihr wird schwarz vor Augen, sie geht zu Boden und kommt erst im Wagen der Schnellen Medizinischen Hilfe wieder zu sich.

Ihr Köhlerglaube hat sie getrogen. Sie war davon überzeugt, dass keiner der bestohlenen Männer sie anzeigen würde aus Scham oder Furcht, die Sache könnte öffentlich werden. Zudem entschuldigt sie sich damit, dass sie sich weder verkaufe noch klaue, sie sei schließlich auf der Suche nach einem Mann fürs Leben. Wenn sich aber erweist, dass die Bekanntschaft nicht für eine Partnerschaft taugt, dann zahlt man die Unkosten und trennt sich wieder.

Der Richter lässt diese krude Argumentation nicht gelten. Für ihn ist das schlichter Beischlafdiebstahl. Diesen Begriff kennt die Justiz der DDR nicht, er taucht in keinem Gesetz auf. Es ist eine bestimmte Variante des Diebstahls, kein eigener Straftatbestand.

Natürlich ist auch zu fragen, ob der Faustschlag des Bestohlenen, der die Anzeige erstattet hat, eine angemessene Reaktion gewesen ist. Doch diese Frage ist für den Richter nachrangig. Die Angeklagte ist schon einmal rechtskräftig wegen Diebstahls verurteilt worden, mithin vorbestraft. Und vermutet kann werden, dass sie nicht zum ersten Mal in dieser Weise einen Mann um sein Bargeld gebracht hat. Die Männer haben es entweder erst später oder nach einer durchzechten Nacht überhaupt nicht bemerkt, dass sie bestohlen wurden.

Ein Gericht urteilt allerdings nicht auf der Basis von Vermutungen, sondern bewiesenen Fakten. Dieser Diebstahl und ihr asoziales Leben (Paragraf 249 StGB) reichen für eine neuerliche Einweisung in eine Haftanstalt.